

Spätmittelalters eindeutig Ofen war (S. 149). Mit dem »übrigen Südosten« meint der Verf. eigentlich nur Siebenbürgen. Er hebt das Städtedreieck Bistritz (*Bistrița, Beszterce*), Hermannstadt (*Sibiu, Nagyszeben*) und Kronstadt (*Brașov, Brassó*) hervor, konzentriert sich aber ausschließlich auf Kronstadt, das »im 15. Jahrhundert mit über 6000 Einwohnern der wirtschaftliche Vorort der Region« war (S. 149). Der Vertrieb von Kölner Tuch durch Kronstädter Kaufleute im Südosten (Walachei und Moldau) ist durch die Zollbestimmungen jeweiliger Woiwoden bezeugt. Doch räumt Hirschfelder ein, daß möglicherweise Kaufleute anderer siebenbürgischer Städte stärker am Handel mit Kölner Tuch beteiligt waren, als es die Quellen erkennen lassen (S. 150).

Bezüglich des ungarischen Bergreviers bemerkt der Verf., daß die schlechte Quellenlage es nicht erlaubt, die Aktivitäten der Kölner im niederungarischen Bergrevier genauer zu untersuchen. Er beruft sich vornehmlich auf die Forschungsergebnisse von Ondřej R. Halaga, der vermutet, daß neben Kaufleuten aus Kaschau und aus Neusohl seit dem Beginn des 14. Jhs. auch Kölner Fernhändler rheinische Tuche in diese Region importierten (S. 153). Hirschfelder erwähnt, daß Halaga von ungedruckten Quellen im Kaschauer Archiv ausgeht und bedauert, daß dieser die Herkunft und Namen dieser Rheinländer nicht spezifiziert. Die in Frage kommenden Informationen wurden in der Zwischenzeit veröffentlicht (*Acta Iudiciaria Civitatis Cassoviensis 1393-1405. Das älteste Kaschauer Stadtbuch*. Bearbeitet von Ondřej R. Halaga. München 1994) und weisen aus, daß lediglich Kölner Tuch (*stamen Coloniense*) zu den Jahren 1389, 1401 und 1403 erwähnt wird.

Klaus Popa

Meschede

NEUERE ZEIT

VAJDA, GYÖRGY M.: *Wien und die Literaturen in der Donaumonarchie. Zur Kulturgeschichte Mitteleuropas 1740-1918*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1994. 246 S. = Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 4.

Das neue Buch von György M. Vajda, dem bekannten Komparatisten, emeritiertem Professor für vergleichende Literaturwissenschaft in Szeged, stellt die stark bearbeitete Fassung seines ein Jahr früher in Budapest auf ungarisch erschienenen »Kulturellen Bilderbuches über Mitteleuropa« (*Keletré nyílik Bécs kapuja. Közép-Európa kulturális képeskönyve 1740-1918*) dar. Die jetzige großangelegte und materialreiche Studie ist ein gelungener erster Versuch, die mitteleuropäische Kulturgeschichte vor allem auf lite-

rarhistorischer Basis und weitestmöglich synthetisch zu skizzieren. Dabei spielt die schwebende Bezeichnung *Mitteleuropa* als unentbehrlicher Rahmen- und Schlüsselbegriff eine weitgehend bestimmende Rolle. Alle Völker und Völkerschaften, die einst auf dem Gebiet des »großen Staates« (also der Donaumonarchie, des Kaisertums Österreich, später Österreich-Ungarns) lebten und größtenteils bis heute leben, werden in diese Darstellung automatisch aufgenommen, und zwar schon aus dem Grund, weil die Teile dieses »Habsburgischen Mitteleuropas«, diese vielfältigen Kulturen »von Lemberg bis Mailand, von Krakau bis Ragusa, von Prag bis Klausenburg und Kronstadt« im Bewußtsein des Verfassers als ein schwer zu schildernder Komplex auftreten.

Diese Sichtweise ist in der Forschung schon lange berechtigt, im Sinne des intentionalen Erneuerungsversuchs von Vajda soll aber unbedingt hinzugefügt werden, daß es im Donaauraum keine totale »kulturelle, literarische, literaturgeschichtliche Einheit« gab und es auch heute nicht gibt – eine Erkenntnis, die auch die Gattung des vorliegenden Bandes bestimmt, in dem die »Darstellung der [erwähnten] kulturellen Region«, und nicht etwa das Hirngespinnst von der monoliten kulturgeschichtlichen Entwicklung der Völker des Gebietes die wichtigste Darstellungsschicht ausmacht. Doch sind immerhin »Tausende und Abertausende von Querverbindungen, Wechselbeziehungen, Ähnlichkeiten inmitten der Unterschiede vorhanden«, die eine *literarische Kulturgeschichte* von dieser Art ermöglichen.

Die Originalleistung des Autors liegt eigentlich nicht an der Fülle der gesammelten Einzeldaten, sondern vielmehr an der geistreich-anschaulichen und weisen Anordnung der registrierten Erscheinungen, die alle als Fakten der vergleichenden Literaturwissenschaft erscheinen. Darüber hinaus erblickt man in der interessanten »transleithanischen« Perspektive den besonderen Vorzug der Erörterungen. György M. Vajda bietet einen transleithanischen Blickwinkel an – »Transleithanien« bedeutete aus österreichischer Sicht Ungarn, das nicht nach österreichischen (»zisleithanischen«) Gesetzen regiert wurde –, der nicht nur auf die gemeinsame Vergangenheit, die ähnlichen historischen Konditionen der Donauvölker und damit letzten Endes auf die notwendige Abschaffung jeder Voreingenommenheit und Feindseligkeit hinweist, sondern auch die Wichtigkeit der historisch unlegbar *führenden* Komponente in diesem karpathischen Konglomerat der Völker, nämlich die ungarische, betont: »Die letzte Station der Weltgeschichte als Habsburgerdynastie«, stellt Vajda mit Recht fest, »hieß österreichisch-ungarische Monarchie, und die östliche Hälfte dieses mächtigen Reiches gehörte den Habsburgern als Träger der Stephanskronen, der Krone des ersten ungarischen Königs, und wurde – gut oder schlecht – nach der ungarischen Verfassung regiert. Dieser Umstand sollte weder von österreichischen noch von ungarischen und auch nicht von tschechischen, slowakischen, rumänischen, kroatischen, serbischen und anderen Historikern vergessen werden« (S. 18).

Nicht vergessen, nicht verleugnen (auch nicht beweinen) also, sondern die Fakten immer sachlich und authentisch vor Augen halten! Diese wissenschaftlich berechtigte Leidenschaft führt die Feder von György M. Vajda im Laufe seiner monumentalen Darstellung, welche die Literaturen des ehemaligen Habsburgerreiches, die des heutigen Mitteleuropas von der Aufklärung bis zur Moderne überblickt. Dabei geht es – was die Ergebnisse dem Vaterland gegenüber betrifft – weitgehend um ein typisch ungarisches Werk, ohne aber die Kriterien der umfassenden Objektivität zu verlieren oder etwa ein »tragisches« nationales Schicksal wehleidig zu beklagen. Es ist äußerst interessant, daß dieses Werk so wirklich *sine ira et studio* eben einem ungarischen Wissenschaftler gelungen ist, obwohl ein jeder weiß, daß nach der – auch von Vajda zitierten – Meinung Thomas von Aquins an der Vergangenheit selbst Gott nichts ändern kann.

József Grudl

Veszprém

SZILI, FERENC: *Kivándorlás a Délkelet-Dunántúlról Horvát-Szlavonországba és Amerikába 1860-1914* [Auswanderung aus Südost-Transdanubien nach Kroatien-Slawonien und Amerika 1860-1914]. Kaposvár: Somogy Megyei Levéltár 1995. 326 S.

Der Verf. ist Direktor des Komitatsarchivs Somogy in Kaposvár. Dank der Tatsache, daß sein Archiv umfangreiche und vollständig erhaltene Bestände über die Auswanderung in der zweiten Hälfte des 19. und dem Anfang des 20. Jhs. hat – aus einer Zeit, als die Komitatsbehörden die Anträge bearbeiteten und deren Vizegespane und Stuhlrichter dem Ministerium darüber berichten mußten –, legt Direktor Szili auf dieser Grundlage eine musterhafte Untersuchung über das gestellte Thema vor.

In den einleitenden vier Kapiteln stellt er in den drei erforschten Komitaten Südwestungarns Somogy, Baranya und Tolna (insgesamt etwa 14.000 qkm mit rund 900.000 Einwohnern im Jahre 1891) einzeln die Bevölkerungsemigration, die agrarkapitalistische Entwicklung, die agrarsozialistischen Bewegungen sowie die später einsetzende Industrialisierung der Region dar. Danach folgt das Hauptthema der Arbeit: die Auswanderung der zwar armen, aber nicht ärmsten Schicht der Agrarbevölkerung nach dem benachbarten Kroatien und Slawonien und nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Dabei werden die demographischen Verhältnisse in den Komitaten und in den Aufnahmeländern sowie das spätere Schicksal der Auswanderer – wie nationale Probleme, ihr Unterrichtswesen, ihre religiöse und kulturelle Betreuung, ihre Organisationen – ausführlich erörtert. Diese sind: die Abhängigkeit der Arbeitskraft vom Großgrundbesitzer, die finanziellen Verhältnisse der Auswanderer, die Informationen der Lokalpresse über die Auswanderung, das Schicksal und die Berichte der Ausgewanderten anhand ihrer Briefe.

Über hundert statistische Tabellen und bis in die kleinsten Einzelheiten reichende Auflistungen der Betroffenen und der Gemeinden sowie zahlreiche Faksimiles veranschaulichen die Ausführungen. Szilis vorbildliche Fallstudie bereichert die Historiographie ebenso wie die Geschichte der Agronomie, der Kultur oder die Nationalitätenforschung. Die englische und deutsche Zusammenfassung erleichtert den nur westsprachigen Lesern die Benützung des Bandes.

Gabriel Adriányi

Bonn

DŽAJA, SREČKO M.: Bosnien-Herzegowina in der österreichisch-ungarischen Epoche (1878-1918). Die Intelligentsia zwischen Tradition und Ideologie. München: Oldenbourg 1994. 278 S. = Südosteuropäische Arbeiten 93.

Noch heute fallen sie dem Reisenden in Bosnien-Herzegowina ins Auge: die Schulgebäude und Gymnasien aus der Zeit der Monarchie, die – sei es im reichsweit zu findenden Stil Wiener öffentlicher Bauten, sei es im speziell für diese jüngste Provinz entwickelten, orientalisierenden »maurischen Stil« – in allen größeren oder unter k. u. k. Verwaltung aufblühenden Städten des Landes errichtet wurden.

Džajas Thema ist die Formierung der Intellektuellen-Schicht (er bedient sich, theoretisch wohlbegründet, des slawischen Terminus »Intelligentsia«) in Bosnien-Herzegowina unter österreichisch-ungarischer Verwaltung, die das Land mit den sozialen, staats- und wirtschaftspolitischen Erscheinungen der modernen Zeit bekannt machte. Bosnien-Herzegowina sollte als okkupiertes Gebiet, aber auch nach der Annexion keinem der beiden Reichsteile zufallen und wurde daher vom gemeinsamen Finanzministerium verwaltet. Dem politischen Patt zwischen Wien und Budapest ebenso wie den Empfindlichkeiten der Muslimanen, die als einstige Angehörige des islamischen »Reichsvolkes« noch lange ihre Blicke nach Konstantinopel richteten, Rechnung tragend, propagierte der gemeinsame Finanzminister von 1882-1903, Benjamin Kállay, das »Bosniakentum« als landespatriotisches Sonderbewußtsein, das kroatische Vereinigungsbestrebungen, großserbischen Irredentismus und muslimanische Ablehnung der neuen Verhältnisse versöhnen sollte: konfessionelle Unterschiede wurden geachtet, nationale Bestrebungen geächtet: alle, ob Katholiken, Orthodoxe oder Mohammedaner, waren nur »Bosniaken«.

Auch wenn die letzte Phase der osmanischen Herrschaft den christlichen Untertanen, namentlich den Orthodoxen, durchaus Möglichkeiten zum ökonomischen Aufstieg und zur Ausbildung »bürgerlicher« städtischer Mittelschichten bot, entstand ein Intellektuellentum in Bosnien-Herzegowina erst in österreichisch-ungarischer Zeit. Auf solider, breiter Quellenbasis wird statistisch gut untermauert dargelegt, wie sich unter der

lenkenden Förderung der österreichisch-ungarischen Verwaltung Schul- und Bildungsinstitutionen, Vereinswesen, Presse und kulturelles Leben entwickelten. Kállay, der als Pragmatiker den Nutzen für die Provinz vor die Realisierung abstrakter Konzepte stellte und der auch das »Bosniakentum« als pragmatische Reaktion auf den besonderen Charakter des Landes und nicht als ideologische Heilslehre betrachtete, scheiterte trotz aller Verdienste und die Anregung und Hebung des intellektuellen Lebens in Bosnien-Herzegowina in diesem Punkt: Der Kampf gegen die Nationalisierung der neu aufblühenden Institutionen war nicht zu gewinnen. Der Reiz des von Džaja ausgebreiteten Materials liegt nicht zuletzt in der Veranschaulichung des beständigen Widerstreits zwischen dem Modernisierungsoptimismus der Verwaltung und dem Widerstand, der sich auf allen Ebenen mit unterschiedlichem Erfolg und unterschiedlicher Zielsetzung regte.

Die Frage des Übergangs von Konfessionalität zur Nationalität und die sich daran anschließende nach dem besonderen Charakter der Beziehungen zwischen den Nationen in Bosnien-Herzegowina ist heute aktueller denn je – und das nicht für die Fachwelt allein. Auf seine langjährigen Forschungen zu diesem Thema aufbauend, gibt der Verf. im letzten Buchteil eine knappe, präzise und systematische Darstellung der Position Bosniens in den unterschiedlichen, religiös fundierten nationalen Bewußtheiten von Serben, Kroaten und bosnischen Muslimen, welche sich gerade heute unter dem Eindruck ihrer vom Krieg beschleunigten Nationwerdung dem neu gedeuteten Kállayschen Begriff des »Bosniakentums« zuwenden und dem Inhalt nach mehr und mehr auf sich selbst beschränken. Geschrieben unter dem Eindruck des jugoslawischen Erbfolgekriegs, ist gerade dieser Abschnitt ein heilsames Gegengift gegen die Irrtümer und Oberflächlichkeiten eines Bosnienbildes, das überwiegend die wenig auf historische Hintergründe und Zusammenhänge bedachten Medienberichte geprägt haben. Über die Erfolgsaussichten des Unterfangens, im Zeitalter der Nationalstaaten widerstreitende nationale Identifikationen durch eine überwölbende Ideologie zu neutralisieren, täuschen sich europäische Politiker unserer Tage vielleicht noch mehr als seinerzeit der k. u. k. Finanzminister Kállay.

Michael Paulwitz

München

Somogy megye a II. világháborúban [Das Komitat Somogy im Zweiten Weltkrieg]. Szerkesztette Szili Ferenc. Kaposvár: Somogy Megyei Levéltár 1993. 539 S., zahlreiche Abb.

Das vorliegende Buch ist eine Gemeinschaftsarbeit von vier Historikern. Peter Szabó beschreibt in seinem Beitrag (S. 5-65) in allen Einzelheiten die Zusammensetzung und Aktivitäten der ungarischen Heeresseinheiten aus

Somogy vor und während des Zweiten Weltkrieges. Ihre Zahl belief sich 1940 auf 7.844 Soldaten und 312 Offiziere (S. 9), 1953 auf 11.330 Soldaten und 372 Offiziere (S. 25). Da die Verluste des ungarischen Heeres in Rußland enorm waren, wurde auch der Somogyer Anteil immer wieder aufgefüllt. So verloren mehr als 10.000 Soldaten aus Somogy ihr Leben, das waren 3,2% der dortigen Bevölkerung.

Sándor Bösze schildert das Schicksal des Komitats von 1941 bis 1945 (S. 67-112) in vier Abschnitten. Diese sind der wirtschaftlichen Lage, der Beschäftigungs- und Sozialfrage, den politischen Verhältnissen und dem wechselvollen Ablauf des Krieges im Komitat selbst gewidmet. Von den 310 Dörfern wurden 85 zerstört, etwa 2.500 Gebäude ruiniert, die Landwirtschaft und die industrielle Produktion waren lahmgelegt und der Tierbestand bis auf 41% (Nutztiere bis auf 18%) des früheren Bestandes reduziert.

Miklós Füzes untersucht in seinem Beitrag (S. 113-170) die Nachwirkungen des Krieges in Somogy in zwei größeren Abschnitten, die wiederum thematisch unterteilt sind. Im Abschnitt über die materiellen Verluste stellt der Verf. aufgrund von Archivforschungen und statistischer Untersuchungen den sogenannten Freiraub und die Versorgung der Roten Armee, die Pflichtablieferungen, die Evakuierung der Zivilbevölkerung in der Frontnähe – im Komitat stand die Front vom 2. Dezember bis zum 26. März fest –, die Minenräumungen sowie die von den Eroberern erzwungenen Heldendenkmäler russischer Soldaten dar. Der zweite Abschnitt behandelt die persönlichen Belastungen und Opfer der Zivilbevölkerung. Die Themen sind: Zwangsarbeit an der Front und in der Sowjetunion, Gefangennahme schon entlassener Soldaten, Verhaftung der Angehörigen der Nationalgarde (*nemzetőrség*), Verschleppung, Internierung und Vertreibung der deutschen Bevölkerung, Schicksal der Kriegsgefangenen im Komitat und in der Sowjetunion, ihre Heimkehr sowie die Ansiedlung der aus der Tschechoslowakei vertriebenen Ungarn (S. 140-153). Der Verf. stellt fest: »Die Verluste des Komitates Somogy nach Beendigung des Krieges waren viel größer als während der Kriegshandlungen« (S. 170).

Der Beitrag Ferenc Szilis über die Menschenverluste im Komitat umfaßt mit Statistiken, Anmerkungen, Literatur und Namenslisten 368 Seiten. Nach seinen Untersuchungen starben während des Krieges von den 384.355 Menschen des Komitates (1941) 13.953 Personen. 42,42% der Opfer waren Soldaten, 32,32% Juden. Von den 2.346 Juden in der Stadt Kaposvár überlebten nur 360. Der Gesamtverlust der jüdischen Bevölkerung im Komitat betrug 61,5%. Im weiteren stellt Szili die Liste der Opfer mit Namen, Geburtsort und -jahr, Militärrang, Todesdatum, Todesursache, gegebenenfalls Zugehörigkeit zur jüdischen Religion, insgesamt 3.147 Personen auf.

Die Arbeit Szilis ist in Ungarn bisher einmalig, denn in keiner Region, geschweige denn landesweit, hat man derart präzise die Menschenverluste des Zweiten Weltkrieges erfaßt. Gemeinsam mit den ersten drei Beiträgen

gibt das Buch eine ungemein detaillierte und aufschlußreiche Information über das Komitat während der Jahre 1939-1946. Die englische und deutsche Zusammenfassung der Beiträge machen die Ergebnisse auch westlichen Lesern, die des Ungarischen nicht mächtig sind, zugänglich. Die Verf. setzen mit ihrer Studie nicht nur den Opfern ein Denkmal, sondern auch sich selbst.

Gabriel Adriányi

Bonn

The Wartime System of Labor Service in Hungary. Varieties of Experiences. Edited by RANDOLPH L. BRAHAM. New York: Columbia University Press 1995. XI, 154 S. = East European Monographs 420.

Die Verabschiedung des Zweiten Judengesetzes vom 5. Mai 1939 bezeichnete eine Wende in der politischen Behandlung und Stellung der Juden in Ungarn. Dieses Gesetz richtete sich offen und unverhohlen gegen die Juden, im besonderen gegen deren Ausbreitung in Wirtschaft und im öffentlichen Leben. Im Zuge dieses Gesetzes richtete die ungarische Regierung einen Arbeitsdienst (*munkaszolgálat*) für Männer im Militärdienstalter ein, der ursprünglich für alle »unzuverlässigen Elemente« vorgesehen war. Bald jedoch wurde deutlich, daß es eine primär antijüdische Maßnahme war und meist jüdische Männer für den Arbeitsdienst herangezogen wurden. Vom Herausgeber dieses Bandes liegen bereits detaillierte Untersuchungen über das Arbeitsdienst-System vor. Das Ziel des vorliegenden Bandes ist es dagegen, eine realitätsgetreue Darstellung der Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Arbeitskompanien zu vermitteln. Es werden vier Berichte vorgestellt, die von Überlebenden stammen, und die ausgesucht wurden, »to dramatize some of the most distinct experiences endured by labor servicemen« (S. VIII).

Die Aufgaben dieses Arbeitsdienstes bestanden hauptsächlich in der Instandhaltung und dem Ausbau der kriegswichtigen Infrastruktur, vornehmlich Bau und Reparatur von Straßen, Abholzen von Wäldern, Errichtung von Panzersperren und Gräben. Der Einsatz erfolgte sowohl innerhalb der Landesgrenzen als auch an Frontabschnitten in der Ukraine und in Serbien. Daneben gab es auch mobile Einheiten, die die Versorgung an den Frontabschnitten mit Munition, Nahrung und Kraftstoff gewährleisteten. Drei der vier Berichte haben Schilderungen von Einsätzen in mobilen wie immobilen Einheiten zum Inhalt. Gábor Mermelstein etwa, der als Lastkraftwagenfahrer eingezogen wurde und während einer Fahrt Augenzeuge des Massakers von Kamenez-Podolskij in Galizien wurde, als deportierte ungarische und ukrainische Juden zu Tausenden von SS- und Polizeieinheiten ermordet wurden. Oder Zoltán Singer, der den Weg – oder besser: die Vernichtung – der Kompanie 110/34 nachzeichnet. Diese Kompanie wurde in die Ukraine verschickt, um Straßenbauarbeiten vor-

zunehmen. Völlig unzureichend ausgerüstet und bekleidet, mangelernährt, schwere körperliche Arbeiten verrichtend, an Typhus erkrankend, stete Mißhandlungen von Wachsoldaten erleidend wurden die Männer immer wieder versetzt und kamen schließlich nach Doroschitsch, einem Todeslager. Dort wurden sie eingepfercht, mißhandelt, dem Hunger, Krankheiten und dem Wahnsinn überlassen. Nur wenige überlebten und kamen nach unsäglichen Strapazen am 5. März 1944 in ihre Heimat zurück.

György Nagy gelangte in Serbien, in und um Bor, zum Einsatz. Neben der sehr detaillierten Beschreibung der Lebensbedingungen in mehreren Arbeitslagern nennt Nagy auch Namen derjenigen, die sich durch besondere Grausamkeit gegenüber den Lagerinsassen hervortaten. Nagys Schilderung erstreckt sich auch auf die Räumung des Lagers Bor in zwei Zügen und den Todesmarsch, an dessen Ende die Übergabe der wenigen Überlebenden an die Deutschen stand. Dazwischen lagen die Massaker von Tschervenka (*Crvenka, Cservenka*) und Bonyhád. Nagys Schilderungen gehen allerdings nicht nur auf eigene Erlebnisse zurück, da ihm am 4. Oktober 1944 die Flucht gelang. So greift er bei der Schilderung des vier Tage später erfolgten Tschervenka-Massakers auf Berichte der sieben bekannten Überlebenden zurück. Auch was das Schicksal des ersten Zugs aus Bor angeht, stützt er sich auf Augenzeugenberichte Überlebender. Am Ende seines Beitrags führt Nagy Listen der ihm namentlich bekannten Überlebenden des Lagers Bor auf, derer, die den Marsch von Bor nach Deutschland nicht überlebten, sowie Wachoffiziere und Wachsoldaten.

Der vierte Bericht stammt von József Friedrich aus Großwardein (*Oradea, Nagyvárad*). Dieser Bericht unterscheidet sich isofern von den vorhergehenden, als daß nicht der eigentliche Arbeitsdienst Gegenstand der Schilderung ist. Friedrich gelang nach verhältnismäßig kurzer Zeit in der Ukraine die Flucht zusammen mit sechs weiteren jungen Männern. Als die ungarischen Linien von der Roten Armee durchbrochen wurden, lief Friedrich in der Hoffnung, daß der Krieg und die Pein für ihn nun ein Ende haben würden, zu den sowjetischen Truppen über. Doch er wurde als Kriegsgefangener genauso behandelt wie inhaftierte Ungarn und Deutsche. Vier Jahre lang war Friedrich in Kriegsgefangenschaft, bevor er im August 1948 in seine Heimatstadt zurückkehren durfte. Er beschließt seinen Bericht beinahe beschwörend mit der Frage, warum die Sowjetunion die Juden genauso behandelte wie ihre Kriegsgegner.

Die vier Berichte stellen eine wichtige historische Quelle dar, die ein detailliertes Bild des Arbeitsdienstes in Ungarn während des Zweiten Weltkriegs vermittelt. Obwohl möglicherweise mehrere Jahrzehnte zwischen den Erlebnissen und deren Niederschrift durch die Zeitzeugen vergingen – genaue Angaben hierzu werden nicht mitgeteilt –, durchzieht die Schilderungen ein erkennbares Bemühen um eine differenzierte Betrachtung und Wertung. Die Ungarn werden nicht pauschal verurteilt. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang etwa auf die Würdigung Sándor Majers

durch Zoltán Singer, der über den verantwortlichen Arzt für die Arbeitsdienst-Kompanie 110/34 schreibt: »Those who survived owe their lives to him.« (S. 51.) Diejenigen werden erwähnt, die durch ihre Haltung und Hilfe das Los dieser Menschen zu verbessern trachteten oder gar Leben retteten. Solche Erfahrungen jedoch wurden den Betroffenen nur sehr selten zuteil. Vielmehr subsumiert die Feststellung von György Nagy die Grundhaltung dieser Berichte: »The original and ultimate aim of what was initially termed 'public labor service' was therefore to execute us in various ways or to hand us over for execution.« (S. 118.)

Als größtes Manko dieser Veröffentlichung empfindet der Rezensent das Fehlen jeglichen wissenschaftlichen Apparates. So müßte das obige Zitat Nagys zumindest auf seine inhaltliche Konsistenz vor und nach der Besetzung Ungarns durch die Deutschen am 19. März 1944 überprüft werden. Auch sind einige Aussagen dazu geeignet, durch die streng subjektive Sicht ein unvollständiges und fragliches Bild bestimmter Zusammenhänge zu zeichnen. So schreibt Friedrich, daß von seinen Angehörigen nur eine Schwester und deren Familie überlebte, »and this only because they were in Romania during the war« (S. 154). Diese Aussage ohne eine kritische Anmerkung des Herausgebers stehen zu lassen, muß als fahrlässig bezeichnet werden. Auch sind das Fehlen eines themenbezogenen Literatur- und Quellenverzeichnisses, vor allem aber einer Karte, sehr zu bedauern.

Der Wert dieser Berichte, die detaillierte und keineswegs zur Abrechnung geratende Schilderung des Arbeitsdienstes, muß als bedeutende und notwendige Ergänzung zu den bislang vorliegenden diesbezüglichen Materialien betrachtet werden. Durch die unterbliebene editorische Kommentierung und eine fehlende historische Einführung – die dreieinhalb Seiten am Anfang des Buches können den historischen Rahmen nur sehr knapp abstecken – ist dieser Band aber nur bereits mit der Materie vertrauten, vorurteilsfrei und quellenkritisch arbeitenden Wissenschaftlern zu empfehlen.

Stefan Măzgăreanu

Reichenberg

SZÉKELY, JÚLIA: *Mein Lehrer Béla Bartók*. Mit einem Geleitwort von Zoltán Kocsis. Aus dem Ungarischen übersetzt und bearbeitet von Ruth Futaky. Mit 6 Abbildungen. München: Verlag Ungarisches Institut 1995. 158 S. = *Studia Hungarica* 42.

Dieses im ungarischsprachigen Original „Bartók tanár úr“ betitelte Buch erschien zuerst 1957 in Fünfkirchen (*Pécs*), dann 1978 in Budapest ein zweites Mal. Seine Neuentdeckung und Veröffentlichung in der Buchreihe des Ungarischen Instituts München aus Anlaß des fünfzigsten Todestages Béla Bartóks (1881-1945) ist in erster Linie das Verdienst der bei Göttingen

lebenden Eheleute Futaky. Die Übersetzerin und Diplom-Psychologin Ruth Futaky übertrug nicht nur den Text ins Deutsche, sondern bereitete ihn auch zum Druck vor, sie straffte ihn also an Stellen, wo er in den Erstfassungen einigermaßen weitschweifig ist oder für die deutsche Leserschaft wohl uninteressante Aussagen enthält. Außerdem schrieb sie ein verständiges und einfühlsames Nachwort zum Lebensweg Júlia Székelys (1906-1986), worin sie sich auch über die Geschichte und Prinzipien dieser Edition ausläßt. Schließlich stellte sie zur Erläuterung von Namen, Ereignissen und Sachverhalten, die dem deutschen Publikum wenig vertraut sein dürften, einen dem Hauptteil angehängten Anmerkungsapparat zusammen. Der bibliographische Wegweiser zur westsprachigen Literatur über Bartók ist das Werk des Gatten der Übersetzerin-Bearbeiterin, des emeritierten Professors für Finnougristik István Futaky. Der Anhang enthält auch ein Verzeichnis der fremdsprachigen Formen der ungarisch geschriebenen Ortsnamen sowie der Abbildungen von Seltenheitswert, die dem Budapester Bartók-Archiv und dem persönlichen Nachlaß des in Paris lebenden Jean Székely, des Bruders der Autorin, entstammen.

Nun liegt das Buch also erstmals in einer westlichen Sprache und dazu in erneuerter Anlage vor, und es erhöht sein Wert, daß Zoltán Kocsis, Dozent an der Budapester Franz-Liszt-Musikakademie und einer der bekanntesten Pianisten unserer Zeit, in einem Geleitwort dem Andenken des häufig auch selbst interpretierten Meisters einige feine, diesmal schriftstellerische Züge widmet. Mit seiner Wertung läßt sich zugleich die Aufnahme dieses eher literarischen Werkes in die ansonsten grundsätzlich wissenschaftlichen Veröffentlichungen gewidmete ‚Studia Hungarica‘ erklären. Indem Júlia Székely »jede Art von wissenschaftlicher Argumentation oder Schein-Argumentation vermeidet«, lenkt sie »nahezu unmerklich unsere Aufmerksamkeit auf das, was wir aus zahlreichen Arbeiten schon allzu gut zu wissen vermeinten« (S. 12).

»Dieses Buch soll keine Biographie werden, auch keine Studie. Ich möchte einfach nur über Bartók erzählen. Ich möchte berichten, was ich weiß, was ich erlebt habe im Laufe der Jahre als seine Schülerin und danach, solange ich ihn sehen konnte. Nur über die Grenzen Ungarns hinaus kann ich ihm nicht folgen. Ich möchte ein Portrait von ihm zeichnen, so wie ich ihn gesehen habe, vor dem Hintergrund seiner Heimat.« Mit diesen Worten leitet Júlia Székely ihre Erinnerungen an den »Herrn Professor« ein. Bartók habe »als Mensch seinen Werken nicht« nachgestanden, deshalb »sind alle, die über ihn, den Menschen, etwas wissen, verpflichtet, das Wort zu ergreifen, auch um den Preis, der Wichtigtuerei verdächtig zu werden« (S. 13).

Júlia Székely hatte ursprünglich Konzertpianistin und Komponistin werden wollen, doch bereits während ihres Studiums an der Budapester Franz-Liszt-Musikakademie, wo sie von 1923 bis 1934 Schülerin Bartóks war, begann sie mit ihren schriftstellerischen Fingerübungen. Obwohl sie von 1952 bis 1968 an der Pädagogischen Hochschule Fünfkirchen Ge-

sangsstudenten Klavierunterricht erteilte, sollte sich ihre belletristische und musikkritische Ader als mindestens genauso stark wie ihre musikalische erweisen. Ihre seit 1939 erscheinenden, romanartigen Biographien Beethovens, Chopins, Liszts und Schuberts sind gleichsam Abdrücke einer intellektuellen Doppelbindung und deren selbst erzwungenen Auflösung. Wer den vorliegenden Lebensbericht aufmerksam liest und die im Nachwort mitgeteilten Angaben über den persönlichen Werdegang der Verfasserin in Betracht zieht, der wird kaum daran zweifeln, daß Júlia Székely, die mit den schwarz-weißen Tasten an sich überaus talentiert umging, letztlich unfähig war, ihre Gefühle im Zaum zu halten. Daß ihre ungezügelten Leidenschaften ihr konzertpianistisches Inneres ständig aufwühlten und ihre Schaffenskraft aufzubrechen drohten, ist ihr gerade neben dem bis zur Pedanterie ordnungsliebenden und disziplinierten Bartók gewahr geworden. Diesen persönlichen Mißerfolg schreibt sie sich in ihren vorliegenden Erinnerungen an mehreren Stellen – nicht nur im übertragenen Sinne – meisterhaft von der Seele. Dem Leser macht sie so klar, daß der Hauptakteur des Buches seine herausragende Bedeutung in der Musikgeschichte des 20. Jhs. nicht zuletzt der Fähigkeit verdankte, die eigenen künstlerischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Ansprüche aufeinander abzustimmen, mithin aus ihnen jeweils das meiste herauszuholen.

Dieses selbstbiographisch angehauchte Lebensbild ist, wie Ruth Futaky zu Recht einräumt, »nur ein Mosaiksteinchen unter vielen, aber eins, das es wert ist, auch im deutschen Sprachraum bekannt zu werden« (S. 150). Denn es bietet die beste Gewähr dafür, daß sich die menschliche Gestalt Bartóks in der Flut sachkundiger Lebensbeschreibungen nicht verliert. »Zahllose, manchmal widersprüchliche Erinnerungen helfen den Forschern bei ihrer Arbeit«, gewiß, sie »zeichnen ein zunehmend schärferes Bild des Menschen und Komponisten, lassen die Unanfechtbarkeit der Bartókschen Wahrheit immer offener werden.« Doch selbst »wenn wir doppelt so viel wüßten, wäre es wenig angesichts einer künstlerischen Erscheinung von solcher Größe« (S. 11).

Zoltán Kocsis' Worten sei hier hinzugefügt, daß jene Bartóksche Wahrheit über alles Fachliche hinaus vor allem darin zum Ausdruck kam, daß ihr Urheber sie in einer Zeit autoritärer und totalitärer Gebärden in Ostmittel- und Südosteuropa durch anhaltend mutige Überwindung nationaler und politischer Egoismen suchte und verbreitete. Der »Herr Professor« stand über Teilinteressen, auch über jene ungarischen Ursprungs. Kaum ein anderer aus seiner Generation war gegenüber Geistesströmungen und Kulturleistungen anderer Völker so offen wie er. Dazu mag einiges beigetragen haben, daß er in eine ethnisch gemischte Familie hineingeboren worden war. Von seiner Mutter Paula Voit, die der deutschen Bürgerschicht von Preßburg (*Bratislava, Pozsony*) entstammte, hatte er neben dem Klavierspielen auch die deutsche Sprache erlernt, in der er sich später in Wort und Schrift in gepflegter Weise auszudrücken ver-

mochte. »Der Orpheus der Neuzeit«, ruft Júlia Székely eine seiner wertvollsten Taten in Erinnerung, »ließ auf seiner Lyra sogar alte rumänische Volksweisen erklingen, aber an den Grenzen wachten strenge Zerberusse und wollten ihn daran hindern, die schöne Eurydike, die Volksmusik, aus der Unterwelt wieder zum Leben zu erwecken. Sowohl von ungarischer als auch von rumänischer Seite begann eine chauvinistische Hetze gegen ihn. Und der Dank für die Erschließung des slowakischen Volksliedschatzes war, daß seiner auf [...] slowakischem Gebiet, in Preßburg lebenden Mutter die Pension entzogen wurde« (S. 85).

Bartók kämpfte immer auch gegen Windmühlen an. Doch seine Standhaftigkeit war an Werten ausgerichtet, die weit über dem Durchschnitt seiner Zeit lagen. So vermag er das im Ausland vielfach bloß puszta-romantisch umwehte Ungarnbild alleine zu bereichern.

Zsolt K. Lengyel

München

NEUESTE ZEIT UND GEGENWART

LITVÁN, GYÖRGY – BAK, JÁNOS M. (Hg.): *Die ungarische Revolution 1956. Reform – Aufstand – Vergeltung*. Mit einer Einleitung von JÖRG K. HOENSCH. Wien: Passagen 1994. 211 S. = Passagen Politik. — BAK, JÁNOS M. – KOZÁK, GYULA – LITVÁN, GYÖRGY – RAINER, JÁNOS M.: *Az 1956-os magyar forradalom. Reform – Felkelés – Szabadságharc – Megtorlás. Történelmi olvasókönyv középiskolásoknak* [Die ungarische Revolution von 1956. Reform – Aufstand – Freiheitskampf – Vergeltung. Historisches Lesebuch für Mittelschüler]. Budapest: Tankönyvkiadó 1991. 224 S.

Anlässlich des vierzigsten Jahrestages der ungarischen Revolution von 1956 wurde in Ungarn die Intensivierung der auf dieses Ereignis bezogenen wissenschaftlichen Forschung mit Genugtuung registriert. Unter Mitwirkung junger Historiker mehren sich in letzter Zeit Publikationen, die sich sowohl mit den Revolutionstagen als auch mit den internationalen Aspekten sowie der welthistorischen Bedeutung des Aufstandes und Freiheitskampfes beschäftigen.

In die Reihe dieser Arbeiten gehört das von György Litván und János M. Bak, zwei angesehenen Gelehrten und Hochschullehrern herausgegebene Werk. Litván arbeitet als Professor an der Universität Budapest und ist Direktor des Forschungs- und Dokumentationsinstitutes der Ungarischen Revolution von 1956 (*Az 1956-os Magyar Forradalom Történetének Dokumentációs és Kutatóintézete*, Budapest), Bak lehrt an der Budapester Central European University (vormals an der Universität Vancouver in Kanada). Ihre vorliegende deutschsprachige Publikation ist die revidierte